

CARLA MARIA HEINZE

# **POTSDAMER ABGRÜNDE**

*Kriminalroman*

emons:

## **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: lookphotos/Böttcher, Ulf

Umschlaggestaltung: Nina Schäfer, nach einem Konzept von Leonardo Magrelli und Nina Schäfer

Umsetzung: Tobias Doetsch

Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2020

ISBN 978-3-7408-0955-3

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie  
regelmäßig über Neues von emons:  
Kostenlos bestellen unter  
[www.emons-verlag.de](http://www.emons-verlag.de)

Für Cordula, Magnus und Bodo –  
und für Hannelore, wie versprochen

*Denn der Tod tut nicht weh, nur das Sterben.*

Mascha Kaléko

## Prolog

Das Licht brach sich in den Facetten des taubeneigroßen Edelsteins. Geschliffen in der Form einer voll erblühten Rose lag er vor ihm. Er ging zu den bodentiefen Fenstern und hielt den Stein ins Sonnenlicht. Der rosafarbene Diamant funkelte und strahlte, als würde eine innere Glut ihn speisen. Ein Lächeln überzog die strengen Gesichtszüge des schmalen Mannes.

»Der Schlussstein«, bemerkte er. Wandte sich an den anderen, der in einiger Entfernung hinter ihm stand. »Sieh Er auf die Spitze, da muss er gesetzt werden. Da ist sein Platz.«

Hofjuwelier und Münzunternehmer Nathan Ephraim, gebrechlich und alt an Jahren, mit grauem Kinnbart, der dünn in langen Strähnen hinabhing, gekleidet in einen nachtdunklen Brokatrock und mit einer weißen Perücke auf dem Kopf, trat näher, nickte ehrfürchtig. »Ein außergewöhnlich schöner Diamant, Eure Majestät«, murmelte er.

Friedrich II. legte den Stein zurück in die mit blauem Samt ausgeschlagene Schatulle. Wandte sich aber sogleich wieder an Ephraim, die Augenbrauen bedrohlich hochgezogen, sodass sich seine Stirn in feine Falten legte. »Er darf sich Hofjuwelier nennen, Monsieur Ephraim, aber das, was Er mir hier vorlegt, ist es nicht wert, auch nur einen Blick darauf zu verschwenden.«

Mit einer energischen Handbewegung wischte der König von Preußen die Zeichnung, die vor ihm lag, vom Tisch. Musterte aus blassblauen Augen streng den Alten, der devot den Kopf gesenkt hielt.

»Was hat Er sich dabei gedacht? Wir haben es Ihm doch mitgeteilt. *Précisément*, oder etwa nicht? Prächtig soll die Pyramide werden. Einmalig! Aber sein Entwurf ist *terrible* und jämmerlich.«

Der König, feingliedrig im himmelblauen Seidenrock, aus dem die verschwenderischen Spitzen des Jabots über das Revers fielen, hob leicht die Hand. Aus dem Hintergrund schwebte Michael Gabriel Fredersdorf, sein treuer Kammerdiener, heran. Reichte ihm mit einer Verbeugung ein aus Bütten geschöpftes, festes Papier. Friedrich II. legte es auf die mit Leder bezogene eichene Schreibtischplatte. Der Tisch war mit Büchern übersät, seine Beine mit filigranen pflanzlichen Motiven aus Bronze geschmückt. Der König strich mit der Hand über das Papier. Deutete auf die von ihm selbst mit schnellen Strichen hingeworfene Skizze, deren klare Linienführung doch erkennbar war.

»Begreife Er, so muss sie werden.« Seine schmalen Finger fuhren die Linien entlang. »Hier das Gerüst, merke Er auf, gefertigt aus massivem Dukatengold. Nichts anderes kommt dafür in Betracht. Fest und schwer muss die Pyramide stehen. Dann ihre Außenseiten. An ihnen vier Brillanten allerbesten Qualität, versteht sich.«

Der König schaute kurz zu Fredersdorf hinüber, der an einem reich mit Intarsien versehenen Pult stand und jedes seiner Worte mit einem Federkiel notierte.

»Nun, Monsieur Ephraim, sieht Er sie endlich vor seinen Augen?«

Der Hofjuwelier verbeugte sich. »Sehr wohl, Eure Majestät. Recht lebhaft kann ich sie mir vorstellen.«

Friedrich II. nickte zufrieden. Schaute wieder nachdenklich auf die Zeichnung, dann sagte er: »Aber auch ihr Inneres, Meister Ephraim, darf nicht vernachlässigt werden.«

»Gewiss nicht«, murmelte Nathan Ephraim.

»Was hält Er von Karfunkeln?« Der König legte die Fingerspitzen aneinander und wippte auf den Fußspitzen auf und ab. »Rot wie Blut. So müssen sie sein.«

Der Alte schlug die Augen nieder, schlang die dünnen Finger ineinander. »Feuerrote Rubine, die die Kräfte aller Steine in sich vereinen«, flüsterte er. Und sagte dann lauter: »Die blutroten Exemplare findet man sehr selten. Ich würde, wenn

Eure Majestät gestatten, meinen Bruder Samuel Ephraim, der die größte Edelsteinschleiferei in Amsterdam führt, damit beauftragen, die Karfunkel für Eure Majestät zu besorgen.«

»Tu Er das, Meister Ephraim, aber in gebotener Eile.« Der König schürzte die Lippen und betrachtete nachdenklich die Skizze. »Vielleicht eine Betonung der Eckpunkte?«, überlegte er laut. Verschränkte die Arme auf dem Rücken und ging in Gedanken versunken einige Schritte. Schaute grüblerisch an die kunstvoll bemalte Decke. Griff erneut nach dem Papier und hielt es in die Höhe. »*Naturellement!*«, rief er auf einmal aus. »Saphire, nachtblau wie das Firmament.«

Zufrieden legte er die Skizze zurück. Blickte zu Nathan Ephraim und sagte in gebieterischem Ton: »Prächtiger als alles andere muss sie werden. Begreift Er? So muss es sein.«

Er ging zu der zweiflügligen Tür und schaute über die weitläufige Terrasse. Hinunter zum Fontänenrondell, wo sich die Wasserkaskaden in das steinerne Brunnenrund ergossen. Ohne sich umzudrehen, befahl er: »Nehme Er das Papier. Lasse Er sämtliche Geschäfte ruhen. Dieses hat Vorrang vor allen.«

Schließlich wandte er sich langsam um, hob das Kinn und blickte den Münzunternehmer aus kühlen blauen Augen an: »Zweihunderttausend Goldtaler liegen aus meiner Privatschatulle bereit. Alle sollen sehen, dass der König von Preußen sich nicht lumpen lässt.«

Nervös schaute er auf die silberfarbene Uhr an seinem Handgelenk, eine Breitling, limitierte Auflage. Gleich musste die Security ihre Runde beendet haben. Feine Schweißperlen glänzten auf seiner hohen Stirn. Er wartete schon über dreißig Minuten. Worauf hatte er sich nur eingelassen? »*Complete nonsense*«, knurrte er, zog ein akkurat gebügeltes blütenweißes Leinentaschentuch hervor und betupfte sich das Gesicht. Noch konnte er zurück. Was, wenn ihn hier jemand entdeckte? Aber er war so kurz vor dem Ziel, wollte es haben. Wieder fühlte er das Kribbeln wie beim allerersten Mal, als er mit dem anderen darüber gesprochen hatte. Der Kontakt zu dem Experten war über eine Annonce in den Kleinanzeigen zustande gekommen. Ein spontaner Versuch, der tatsächlich erfolgreich gewesen war. Der Mann hatte Ahnung, das hatte er schon im ersten Augenblick gemerkt. Endlich der Richtige. Anfangs kam er ihm irgendwie bekannt vor. Doch als er ihn darauf ansprach, hatte der andere nur spöttisch gelächelt und seine Vermutung abgetan: Ein Irrtum, sie seien sich vorher nie begegnet.

Während er nach dem Umschlag in seiner Brusttasche tastete, bog der Mann vom Wachschatz um die Ecke. Ein Schwergewicht, zügig stapfte er die Runde ab. Er selbst rutschte tiefer in die hellbraunen Lederpolster seines C 180. Der Wachmann konnte ihn nicht sehen, davon war er überzeugt, auch wegen der dunkel getönten Scheiben. Aber sicher war sicher. Überdeutlich hörte er die U3 vom Bahnhof Podbielskiallee durch den offenen Teil unterhalb der Archivstraße rumpeln. Der Typ von der Security verlangsamte seinen Schritt, schaute in seine Richtung. blieb stehen. Holte aus seiner Hosentasche ein Smartphone und tippte darauf herum. Im Schein des



leuchtenden Displays konnte er dessen Gesicht erkennen. Kahler Schädel, Lippen wie ein Strich und darüber eine platt gedrückte Boxernase. Seine Finger tasteten nach der Glock 43, der extraschlanken Taschenpistole, die er vorsichtshalber noch eingesteckt hatte. Breitbeinig stand der Sicherheitsmensch da und sah immer noch zu ihm herüber. Das Handy ans Ohr gepresst sprach er mit jemandem. Schließlich setzte er sich in Bewegung. Kam näher.

Er rutschte noch etwas tiefer, zog den Kopf ein. Verharrte. Nach einigen Minuten schob er sich langsam wieder hoch und spähte durch die Scheiben. Sah gerade noch, wie sich der Wachmann auf den schmalen Weg zum u-förmigen Hauptgebäude des Geheimen Staatsarchivs begab. Er wollte sich eben wieder bequem hinsetzen, da wandte der Bullige sich um und schien ihn direkt anzuschauen.

»Komm nur, Bürschchen«, murmelte der Mann. Entscherte die Pistole und schob sie griffbereit unter seinen Blazer auf dem Nebensitz. Die Glock gab ihm Sicherheit. Trotzdem spürte er, wie sich der Schweiß in seinem Nacken sammelte und dann den Rücken hinunterrann. Aber der Bullige ging weiter. Stand jetzt direkt vor der Eingangstür. Starrte immer noch zu ihm herüber. War höchstens dreißig Meter vom Auto entfernt. Auf einmal hörte er ihn kehlig auflachen, sah ihn das Smartphone zurück in seine Jackentasche stecken und schnellen Schrittes im Inneren des neobarocken Gebäudekomplexes verschwinden.

Der Mann im Mercedes atmete kurz auf, dann überlegte er. Was hatte dieser Kerl in sein Smartphone getippt? Sein Autokennzeichen? Aber in der Dunkelheit hätte er dafür Adleryaugen haben müssen. Vorsorglich hatte er sich den Wagen bei einer Autovermietung besorgt. Wobei »er« und »besorgt« nicht ganz stimmte. Sein »polnischer Verwandter«, wie er Karol, seinen Mann für alle Arbeiten am und im Haus nannte, hatte ihn legal gemietet. Sein Bentley Bentayga wäre für diese Aktion zu auffällig gewesen. Genervt schaute er auf die Uhr im Armaturenbrett. Noch zehn Minuten.

Er öffnete die Wagentür und stieg aus. Über ihm ein wolkenloser Nachthimmel, die Temperatur mild für September. Alles war ruhig. Die Studenten der nahe gelegenen Freien Universität saßen um diese Zeit in den Kneipen und Clubs der Stadt, falls sie nicht zu Hause büffelten. Berlin, die Stadt, die niemals schlief. Tag und Nacht pralles Vergnügen für jeden Geschmack. Doch in dieser schon tagsüber vom Verkehr kaum frequentierten Straße ließ sich zu dieser Uhrzeit erst recht keine Menschenseele mehr blicken. Er holte eine dunkle Wollmütze aus seiner Hosentasche, zog sie sich über den Kopf und tastete nach der Taschenlampe. Der schwarze Pullover und die dunkle Hose aus feiner ägyptischer Baumwolle schmiegen sich an seine überschlankte Gestalt von eins neunzig.

Er lief hinüber zur Eingangspforte des Geländes, die zu der Direktorenvilla führte. Wie vereinbart war sie nur angelehnt. Blickte sich noch einmal um und vergewisserte sich, dass auch wirklich niemand in der Nähe war. Dann schlich er bis zur Villa und weiter im Schatten des Hauses bis zur Rückseite des Gebäudes, blieb neben der etwas erhöhten Terrasse stehen und schaute zum Hauptgebäude. Dahinter lag der Magazintrakt, sein Ziel. Er spurtete los. Erreichte das Gebäude und verschmolz mit ihm, dicht an das Mauerwerk gedrückt. In dem bogenförmigen Verbindungsgang, der das Haupthaus mit diesem verband, war die Nachtbeleuchtung eingeschaltet.

Ein Schrei ertönte, gellend, durchdringend. Er fuhr zusammen. Ein Kind? Wieder hörte er das Wimmern, dann ein Fauchen. Rollige Katzen! Erleichtert seufzte er auf. Über ihm starrten die vergitterten Fenster des Magazintrakts in die Nacht. Er schaute auf die Uhr. Zwei Uhr fünfzehn. Wie abgesprochen.

Er löste sich vom Mauerwerk und schlich zu der unscheinbaren Stahltür, dem unteren Eingang. Fühlte sein Herz wild gegen die Rippen schlagen. So etwas hatte er noch nie gemacht. Es war illegal, nachts in ein gesichertes, fremdes Objekt einzudringen. Erwischte man ihn, wäre das ein gefundenes Fressen für die Medien. Er drückte gegen die Tür. Sie gab nicht nach.

Das war gegen die Abmachung. Er hörte ein Geräusch, fuhr herum, sah, dass sich etwas bewegte. Der Mann von der Security? Aber es war nur der Schatten eines Baumes. Erneut drückte er gegen die Tür, wütend und mit aller Kraft. Obgleich alt, war sie stabil und gab noch immer keinen Millimeter nach. Abbrechen, dachte er. Schnellstens verschwinden. Dieser windige Experte hatte ihn reingelegt. Enttäuscht lehnte er sich gegen das Metall. Unvermittelt öffnete sie sich. Er sprang zur Seite.

»Wurde aber auch Zeit«, flüsterte er gereizt. Er schob sie auf, zwängte sich hindurch und hörte ein Knistern. Gleich darauf fühlte er ein Brennen im Nacken, und seine Beine sackten weg, als enthielten sie plötzlich keine Knochen mehr. Glühender Schmerz durchfuhr ihn, zog ihn hinab in eine dunkle Hölle und ließ ihn nicht mehr los.

## 2

Am Abend zuvor.

»Maik will sich wahrscheinlich weg bewerben. Der Steffens von der Bundespolizei soll ihm ein großzügiges Angebot gemacht haben«, brummte Dr. Richard Körner, seines Zeichens Kriminalrat der Potsdamer Mordkommission. Aus den Augenwinkeln blickte er zu Enne von Lilienthal, die neben ihm ging. Charly, der kleine schwarze Mischling, den ihr Sohn Maik bei einem spektakulären Fall mehr tot als lebendig gefunden und danach behalten hatte, legte sich so in die Leine, dass sie beinahe in Laufschrift verfiel.

»Du Ungeheuer. Bei Fuß«, befahl Enne keuchend, was Charly nicht zu beeindrucken schien. Mit aller Gewalt zog sie ihn zurück auf den Weg. »Das wäre für das Potsdamer MK1 ein Verlust«, erwiderte sie etwas außer Atem, »aber es überrascht mich nicht. Steffens ist ein alter Fuchs, klar, dass der

überallhin seine Fühler ausstreckt. Und jetzt, da feststeht, dass der zentrale Standort der Bundespolizei nach Potsdam verlegt wird, und demnächst das neue Verwaltungsgebäude in der Heinrich-Mann-Allee fertig ist, versucht er, die besten Leute aus allen Bundesländern für seine Behörde zu gewinnen. Bundespolizei ist eine andere Liga, Richard, das wissen wir beide. Für meinen Sohn wäre das natürlich ein Karrieresprung.«

»Ich weiß, ich weiß, Ennekin«, seufzte Körner. »Aber Maik ist mein bester Mann. Wo kommen wir denn hin, wenn die Kollegen sich gegenseitig die Leute wegschnappen?«

»Vielleicht hängt es immer noch mit meinem Verhalten bei dem letzten Fall zusammen, dass Maik den Wechsel ernsthaft erwägt.«

»Dein Sohn ist genauso wie du«, murrte Körner.

»Wie meinst du das?«, erwiderte Enne pikiert und blieb stehen, auch, da Charly intensiv an einer dickstämmigen Linde schnupperte und sich nicht entschließen konnte, ob er an ihr oder am nächsten Baum seine Duftmarke setzen sollte. Als Enne ihn weiterziehen wollte, boykottierte er ihre Bemühungen.

»Stur seid ihr, alle beide«, sagte Körner lapidar. »Warum setzt ihr euch nicht mal zusammen und klärt, was euch immer wieder aneinander stört? Ich habe Maik klar und deutlich gesagt, dass ich auf deine Mitarbeit, wenn ich sie denn bei einem Fall für nötig halte, nicht verzichten möchte. Bei der Personalknappheit brauche ich deine Fachkompetenz, auch wenn du im Ruhestand bist. Fallanalytiker gibt es nun mal nicht wie Sand am Meer.«

»Danke, Richard«, erwiderte Enne. Seine Worte taten ihr gut, schmeichelten ihrem Ego, wie sie insgeheim zugeben musste. Aber genau das war der Grund, aus welchem Maik seinen Job wechseln wollte. »Deine Solidarität mir gegenüber ist der Punkt, der ihn am meisten stört. Das verzeiht er weder dir noch mir«, seufzte sie. »Natürlich hat Maik recht damit, dass ich nicht mehr im aktiven Dienst bin und mich aus allen Ermittlungen heraushalten sollte. Aber andererseits«, sie

schaute Körner herausfordernd an, »warum eigentlich? Nur weil ein veraltetes Beamtengesetz vorschreibt, dass mit fünf- undsechzig Jahren Schluss ist?« Sie schnaubte empört. »Ich kann meine Erfahrungen, mein Wissen und meine Fähigkeiten nicht einfach so abschalten. Das alles steckt doch zu sehr in mir drin. Es macht mir immer noch Spaß, zu ermitteln und zu analysieren, das weißt du und kannst es nachvollziehen. Und wenn du mich bei einem kniffligen Fall als Beraterin hinzuziehst, was sollte daran so ungewöhnlich sein? Schau mal in die Politik, die Wirtschaft oder auch den Wissenschaftsbetrieb, überall sind Experten gefragt, die die sechzig längst überschritten haben. Hinterm Ofen sitzen und stricken ist wirklich nicht so mein Ding«, fügte sie ironisch hinzu.

»Du weißt genau, wo das Problem liegt«, konterte Körner. »Bei euch beiden besteht erhöhter Klärungsbedarf, weil du seine Mutter und nicht irgendeine Expertin bist.«

»Ich habe schon versucht, mit ihm zu sprechen, mein Lieber. Aber wenn ich auch nur davon anfangen würde, verschließt er sich wie eine Auster. Macht einfach dicht«, murmelte sie.

Körner blickte zu Charly, der sich immer noch nicht entschieden hatte, ob er lieber zehn Zentimeter weiter rechts oder doch weiter links seine Pinkeltröpfchen verteilen sollte. »Aber den Hund gibt er dir, wenn er und Susanne keine Zeit haben.«

Enne zuckte mit den Schultern. »Habe mich angeboten. Charly kann ja nicht stundenlang allein in der Wohnung bleiben.«

Körner und Enne hatten sich zu einem Spaziergang im Neuen Garten verabredet. Der September machte mit sommerlichen Temperaturen nahtlos da weiter, wo der heiße August geendet hatte. Enne, mit hellen Jeans, einem zartgelben kurzärmeligen T-Shirt und weißen Sneakers, die dunklen, lockigen Haare hochgebunden, sah man ihre Jahre nicht an. Richard Körner wirkte mit den tiefen Lebenslinien im Gesicht hingegen trotz seiner vollen grau melierten Haare älter als seine vierundsechzig. Sein langärmeliges dunkelblaues Hemd verdeckte seinen Bauchansatz. Anschließend wollte er Enne in

das kleine Restaurant »Alexandrowka« zu Pelmeni und Blini einladen. Vor Jahren hatten Körner und Enne während einer Tagung eine kurze, aber heftige Affäre gehabt. Er erhoffte sich mehr, aber Enne, zu der Zeit gerade geschieden, wollte keine Bindung eingehen. Erst vor Kurzem waren sie sich wieder nähergekommen, und er wollte keine Möglichkeit mehr versäumen, Zeit mit ihr zu verbringen.

Seine Gedanken kreisten noch immer um den möglichen Weggang seines Ersten Hauptkommissars der Mordinspektion. Von Anfang an hatte er Maik gefördert, nicht nur, weil er Ennes Sohn war, sondern auch, weil er sofort bemerkt hatte, dass Maik von Lilienthal außergewöhnliche kriminalistische Fähigkeiten besaß. Er musste dessen Weggang einfach verhindern. Die Kriminalpolizei war unterbesetzt, er konnte es sich nicht leisten, einen so hervorragenden Ermittler ziehen zu lassen. Körner überlegte, ob er noch ein Ass im Ärmel hatte. Als er sich wieder aufs Hier und Jetzt konzentrierte, konnte er durch die Bäume schon das grüne Kupferdach des Marmorpalais erkennen.

»Ich nehme dir den Hund ab«, bot er sich an.

Dankbar gab ihm Enne die Leine. Ihr Arm, da war sie sich sicher, wurde nur noch von einem Muskelstrang zusammengehalten.

Charly wandte den Kopf und hechelte Körner mit heraushängender Zunge fröhlich an.

Kaum hatte der die Leine genommen, zog der Hund zum Heiligen See, an dessen Ufer das Marmorpalais lag. Von der anderen Seeseite blinkten die Dächer der Prominentenvillen zu ihnen herüber.

Enne blieb stehen und wühlte in ihrer Umhängetasche. Ihr iPhone hatte sich gemeldet. Weshalb sich das Gerät immer in den Tiefen ihrer Tasche verkroch, würde ihr wohl ein ewiges Rätsel bleiben.

Körner marschierte indessen weiter, hielt locker Charlys Leine, als ein junger Mann in Sportklamotten um die Ecke der künstlich gestalteten römischen Tempelruine bog. Neben ihm

trabte ein großer Hund mit hellem Fell. Der Jogger drehte ab und lief über die vom Sommer verbrannte Wiese nach oben zum Hauptweg. Der Hund blieb stehen. Startte Charly an, knurrte kehlig. Dann stellten sich seine Nackenhaare senkrecht auf.

Als Enne endlich das Handy gefunden und es entsperrt hatte, hatte der Anrufer aufgegeben. Die Nummer war unterdrückt worden. »Dann eben nicht, liebe Tante, heiratest du eben den Onkel«, murmelte sie und schaute in dem Moment zu Körner, als der große Hund auf ihn und Charly zustürmte. »Vorsicht, Richard!«, schrie sie.

Doch der fremde Hund stürzte sich bereits mit geöffnetem Maul auf Charly und verbiss sich. Der Kleine jaulte gellend auf, versuchte sich zu befreien, wegzurennen. Blut quoll aus einer Wunde über dem Auge. Erneut griff der andere ihn an. Hatte es auf die Halswirbelsäule abgesehen. Charly jaulte wieder, jetzt voller Todesangst. Enne sah, wie sich die Leine um Körners Beine wickelte, der fremde Hund geifernd an ihm hochsprang, hörte ihn »Aus!« brüllen und spurtete los.

»Holen Sie sofort Ihren Hund zurück!«, schrie sie dem Jogger hinterher. Doch der wandte nicht einmal den Kopf, zeigte ihr nur den Mittelfinger und rannte einfach weiter in Richtung Orangerie. Enne, das Handy noch in der Hand, bemühte sich, ihn zu fotografieren. Als sie sich wieder umdrehte, sah sie, wie Körner der Länge nach wie ein gefällter Baum auf die harte, ausgetrocknete Erde stürzte und der Hund auf ihn sprang. Sofort hechtete sie zu ihm. Ohne nachzudenken, riss sie den fremden Hund am Lederhalsband zurück. Er wand sich wie ein Otter und schnappte nach ihr. Instinktiv holte sie mit ihrer Tasche aus und versetzte ihm einen Schlag. Plötzlich ertönte aus der Ferne ein Pfiff. Der Weiß-Braune stellte die Ohren senkrecht, Speichel triefte aus seinem Maul, dann stob er mit langen Sätzen seinem Besitzer hinterher.

Wimmernd wie ein kleines Kind kroch Charly zu Enne. Als sie sich niederbeugte und ihm sanft den Kopf streichelte,leckte er ihre Hände.

»Kleines Hundemännchen«, flüsterte sie und kämpfte mit

den Tränen. Vorsichtig tastete sie ihn ab. Der Kleine bebte am ganzen Körper. Das schwarze Fell war voller Blut und übel riechender Speichelreste des anderen. »Wir müssen sofort zum Tierarzt, Richard!«, rief sie.

Körner stöhnte. Lag eigentümlich verdreht im Staub. Die helle Leinenhose war mit Flecken übersät, das Hemd zerrissen. Auf seiner Brust zeichneten sich tiefe Kratzer ab.

Entsetzt stolperte Enne zu ihm. Reichte ihm die Hand. »Kannst du aufstehen?«, fragte sie voller Sorge.

Er blickte sie an. Sein bräunlicher Sommerteint hatte sich in gräuliches Weiß verwandelt. »Habe ich schon probiert«, keuchte er. »Geht nicht.«

Enne wählte den Notruf der Feuerwehr.

### 3

Der rot-weiße Krankenwagen näherte sich in rasantem Tempo vom Hauptweg des Neuen Gartens und fuhr direkt über die Wiese, bis er wenige Meter vor Enne, Körner und Charly hielt. Ein schmaler Mann sprang heraus und stellte sich ihnen als Unfallarzt vor. Ihm folgten im Laufschrift zwei junge Männer mit einer Trage. Der Arzt untersuchte Körner schnell und routiniert. Als er vorsichtig die Wirbelsäule berührte, brüllte Körner auf. Ohne auf dessen Protest zu achten, setzte er ihm genau an der Stelle eine Injektion, wies die Rettungssanitäter an, den Patienten sofort in die Unfallchirurgie zu bringen, und telefonierte mit der Radiologie.

»Sie kommen sofort in die Röhre. Ein MRT erscheint mir in Ihrem Fall dringend erforderlich.«

Körner nickte gequält. »Man muss früh mit dem Sterben beginnen, damit man lange was davon hat«, bemerkte er mit schiefem Grinsen.

»Wird schon alles wieder heile«, meinte einer der Sanitäter,



dann schoben er und sein Kollege die Trage mit dem schwergewichtigen Körner in den Wagen.

Enne griff nach dessen Hand. »Richard Körner, so weit bist du noch lange nicht«, sagte sie streng. »Wir beide haben noch jede Menge vor. Kneifen gilt nicht.«

Körner versuchte ein Lächeln, erinnerte damit aber eher an einen traurigen Clown.

»Sind Sie die Ehefrau?«, wollte der Arzt wissen.

»Nein, eine langjährige Freundin. Darf ich ihn begleiten?«

»Das ist nicht nötig. Sie können ihm jetzt sowieso nicht helfen, und im Krankenhaus wird alles Erforderliche für ihn getan.« Er blickte zu Charly. »Fahren Sie lieber gleich zu einem Tierarzt und lassen Sie Ihren Hund untersuchen.« Damit kletterte er in den Wagen, der unter gellendem Sirenengeheul Richtung Ernst-von-Bergmann-Klinikum davonfuhr.

Enne hielt das Hundeköpfchen und streichelte es vorsichtig. Noch immer zitternd, blickte Charly sie aus großen braunen Augen an und hechelte schnell.

»Warten Sie!«, hörte sie jemanden rufen.

Eine füllige Frau kam über die Wiese direkt auf sie zu. Holte, kaum bei ihr angelangt, eine Flasche und einen metallenen Napf aus ihrem Beutel, goss Wasser hinein und stellte ihn vor den Hund.

»Er muss trinken«, erklärte sie.

Und Charly trank wie ein Verdurstender.

»Gabi Spiels«, stellte sich die Frau vor. »Ich arbeite da drüben.« Sie wies auf die Gesindehäuser aus rotem Backstein am Hauptweg. »Ich kenne den Kerl mit dem Hund. Der kommt oft hierher und lässt seinen Vierbeiner trotz der Verbotsschilder frei rumlaufen. Beseitigt nie die Hinterlassenschaften seines Tieres. Ein Akita Inu ist das, eine japanische Rasse, kaum sozialisiert. Wenn der andere kleine Hunde angreift, findet das der Typ auch noch cool. Wir von der Parkverwaltung haben ihn bereits verwarnt, aber man kann ja nicht überall sein«, fügte sie entschuldigend hinzu.

Wo sind nur die Manieren der jungen Leute geblieben?, wunderte sich Enne. Wird denen zu Hause nicht mehr beigebracht, wie man sich verhält? Aber es sind ja nicht nur die Jungen, überlegte sie. Auch Erwachsene werden immer häufiger bei jeder Kleinigkeit aggressiv.

Sie bedankte sich bei der Frau für das Wasser, wählte Maiks Nummer und erwischte nur seine Mailbox. »Wenn man dich mal braucht, bist du nicht da«, murmelte sie enttäuscht. Wählte erneut, eine andere Nummer diesmal, und vernahm erleichtert die Stimme von Hauptkommissarin Susanne Riemeister, Maiks Lebensgefährtin und Kollegin im Potsdamer Präsidium. Schnell erzählte sie, was vorgefallen war.

Susanne stellte keine überflüssigen Fragen. Das mochte Enne so an ihr, dass sie sich stets auf das Wesentliche konzentrierte.

»Bin schon unterwegs«, sagte Susanne, als Enne geendet hatte, und trennte die Verbindung.

#### 4

Trotz ihres Protestes, dass sie mit ihrem eigenen Wagen fahren könne, hatte Susanne Enne in das Polizeifahrzeug bugsiiert. Leo Kalumet, Kollege bei der Potsdamer Mordkommission, hatte Charly behutsam hochgehoben und sich zusammen mit ihm auf die Rückbank gesetzt. Jetzt brummte er unverständliche Laute, und der kleine Hund, das konnte Enne im Rückspiegel verfolgen, legte nach einigen Sekunden seinen Kopf in Kalumets Armbeuge und beruhigte sich.

Susanne fuhr Enne bis vor die Notaufnahme des Ernst-von-Bergmann-Klinikums. Kaum hatte diese den Fuß auf den Boden gesetzt, gab Susanne auch schon wieder Gas. Sie wollte schnellstens weiter zur Tierklinik nach Potsdam-Wildpark.

Dr. Richard Körner sei immer noch in der Notaufnahme, erfuhr Enne vom Pförtner. Sie lief den langen Gang hinunter,

an wartenden Patienten vorbei, bis sie aus einem der Behandlungsräume Körners sonoren Bass vernahm.

»Wie oft soll ich es Ihnen noch sagen? Mein Name ist Richard Körner. Ich bin Kriminalrat der Potsdamer Mordkommission. Und nein, ich habe mir meinen Namen leider nicht tätowieren lassen. Und um auch noch Ihre Wissenslücke zu schließen: Nicht alle Personen, die im Präsidium arbeiten, tragen Uniform. Sie haben ja auch kein Rotkreuzhäubchen auf. Und jetzt rufen Sie endlich im Präsidium an, oder ist das zu viel verlangt?«

Eine hohe Frauenstimme antwortete etwas.

»Verdammt«, hörte Enne Körner daraufhin ächzen. »Ich habe Schmerzen, die wünsche ich nicht mal Ihnen. Glauben Sie, ich bin zum Spaß hier? Beruferaten können wir später noch spielen.«

Enne stieß die Tür auf. Vor ihr auf einer Krankenliege lag Körner. Ein Bein war verdreht, wegen seiner Größe hingen seine Füße in der Luft. Das volle dunkle Haar, durchsetzt mit silbergrauen Strähnen, stand nach allen Seiten ab. Sein Gesichtsausdruck, mit dem er eine kleine hagere Frau in weißem Kittel ansah, glich dem eines Puters beim Balzen. Sie stand mit durchgedrücktem Rücken und einem Klemmbrett in der Hand vor ihm und schaute auf ihn hinab.

Als Körner den Kopf wandte und Enne im Türrahmen stehen sah, keuchte er: »Da bist du ja endlich!« Er versuchte, sich aufzurichten, was ihm nicht gelang. Stattdessen schrie er vor Schmerz auf. »Meine Brieftasche mit allen wichtigen Dokumenten ist weg. Muss ich bei der Hundeattacke verloren haben«, sagte er dann.

Enne griff nach seiner Hand.

»Diese Dame verlangt meinen Personalausweis und meine Versichertenkarte. Hier herrscht Bürokratie vom Feinsten, Enne, ohne Dokumente bist du ein Niemand«, stöhnte er.

»Beruhige dich, Richard«, murmelte sie, langte in ihre Tasche, holte ihren Personalausweis heraus und reichte ihn der Schwester. »Bitte notieren Sie meinen Namen und meine

Adresse, ich bürgе für Herrn Dr. Körner. Wir reichen seine Unterlagen so schnell wie möglich nach.«

Die Frau studierte den Ausweis, füllte ein paar Felder eines Formulars aus und gab ihn Enne mit einem Achselzucken zurück. »Der Patient ist nicht kooperativ. Ich muss mich an die Vorschriften halten wie jeder von uns. Jetzt hole ich den Doktor.« Damit legte sie die nicht vollständig ausgefüllten Unterlagen neben Körner und ging zur Tür.

»Wie bitte?« Enne stellte sich ihr in den Weg. »Herr Körner ist noch nicht untersucht worden?«, fragte sie ungläubig. »Der Notarzt hat doch in der Radiologie angerufen und ein sofortiges MRT veranlasst.«

»Davon weiß ich nichts«, erwiderte die Schwester schnippsch, drängte sich an ihr vorbei und eilte aus dem Raum.

Enne lief ihr hinterher und stieß beinahe mit einem Arzt zusammen, der gerade eintreten wollte.

»Entschuldigen Sie, dass es länger gedauert hat«, erklärte der junge Mann. Hastig strich er sich eine weißblonde Haarsträhne aus der Stirn, ging zu Körner und musterte ihn aufmerksam. »Heute ist der Teufel los. Schwerer Unfall auf der A 9 bei Michendorf. Der Rettungshubschrauber hat mehrere Schwerverletzte gebracht. Es tut mir leid, wenn Sie warten mussten.«

Enne, die sich im Hintergrund hielt, bemerkte, wie sich Körners Gesichtsfarbe allmählich wieder normalisierte, während er dem Arzt berichtete, was vorgefallen war.

Der Mediziner nickte mitfühlend, dann untersuchte er ihn gewissenhaft. Sein Gesichtsausdruck wurde dabei immer ernster. Er ging zu einem Schrank, öffnete ihn und nahm eine Ampulle heraus. Griff nach einer Spritze, köpfte gekonnt die Ampulle und zog das Medikament auf.

»Ich gebe Ihnen jetzt ein starkes Schmerzmittel, Herr Dr. Körner«, erklärte er. »Ein Krankenpfleger wird Sie gleich abholen und in die Radiologie bringen. Erst nach dem MRT können wir Ihre Verletzungen beurteilen.«

Ehe Körner etwas erwidern konnte, versank die Injektionsnadel auch schon in seinem Arm.

Als der Arzt fertig war, trat Enne zu Körner. »Ich fahre gleich noch mal zum Neuen Garten zurück. Bestimmt liegt deine Brieftasche noch dort.«

Körner nickte mit schon geschlossenen Augen.

Zusammen mit dem Arzt verließ Enne den Raum. »Was haben Sie ihm gegeben?«, fragte sie, als sie gemeinsam auf dem Gang standen.

»Morphium. Das Einzige, was bei seinen Schmerzen hilft.«

## 5

Erst vor dem Klinikum fiel Enne ein, dass ihr alter roter Golf noch in der Weinmeisterstraße parkte. Sie nahm sich ein Taxi und ließ sich zum Eingangstor des Neuen Gartens fahren. Gab dem Fahrer wegen der kurzen Strecke ein großzügiges Trinkgeld und lief schnell den mit Pyramideneichen gesäumten Hauptweg entlang, bis sie den Abzweig erreichte, der zum See hinunterführte. Auf dem ausgetrockneten, sandigen Boden konnte sie noch die Reifenspuren des Krankenwagens erkennen.

Langsam schritt sie das Areal ab, wo der Hund Körner angefallen hatte. Keine Spur von einer Brieftasche. Sie schaute sich um. Die Wasserfläche des Heiligen Sees schimmerte. Unter einem Busch blitzte etwas auf. Sie lief hin, bückte sich, bog die Zweige auseinander und zog mit spitzen Fingern ein verschmutztes Leinentaschentuch hervor. »RK« war in eine Ecke gestickt. Körners Initialen. Sie schaute sich um. Besucher waren keine mehr zu sehen. Der Park schloss bei Sonnenuntergang, erinnerte sie sich, und das war in Kürze.

Dass Körner in seiner Brieftasche aber auch alle Papiere dabei haben musste. Und so jemand nennt sich Kriminalrat, dachte Enne ärgerlich. Gerade er als Polizeibeamter sollte es doch besser wissen. Und jetzt lief sie hier unter Zeitdruck

herum wie ein aufgescheuchtes Huhn, um ihm aus der Breddouille zu helfen.

»Körnerchen«, knurrte sie, »das kostet dich was. Mindestens ein Essen in der ›Villa Kellermann«.« Kurz schaute sie auf und zum imposanten Gebäude auf der anderen Seeseite hinüber. Günther Jauch hatte die Villa erst vor Kurzem aufwendig restaurieren und zum Restaurant umgestalten lassen. Die Zeitungen waren voll mit Artikeln darüber gewesen.

Sie lief zum Ufer, wo die Wellen sanft über den hellen feinen Sand leckten, schaute unter jeden Busch. »Enne Lilienthal, du bist doch irre«, murmelte sie. Sie mochte gar nicht wissen, was jemand denken würde, der sie hier herumschleichen sah.

Die letzten Sonnenstrahlen brachen sich silberhell am Wasser. Enne kniff die Augen zusammen und schaute genauer hin. Etwas schimmerte dort. Aber das Schimmern hatte sich sofort wieder verflüchtigt. Nur die Wellen schoben sich unaufhörlich leise schmatzend über den Ufersand. Ihre Füße schmerzten. Die Schuhe hatte sie erst gestern gekauft. Ein Schnäppchen. Kurz entschlossen zog sie die Sneakers aus, krepelte die Hosenbeine hoch und trat in das seichte Uferwasser. Kühl umspielte das Nass ihre Füße. Sie beugte sich hinunter, schöpfte mit den Händen Wasser und ließ es über ihre Waden laufen. Da bemerkte sie wieder etwas Helles und watete in dessen Richtung. Schrie plötzlich auf. Etwas hatte sich in ihre Fußsohle gebohrt. Auf einem Bein balancierend tastete sie den Fuß ab. Keine Verletzung. Wahrscheinlich nur ein spitzer Kiesel. Als sie den Fuß wieder aufsetzte, sah sie erneut etwas blitzen. Es kam aus dem Schilf. Das musste sie jetzt wissen.

Ohne auf ihre hellen Hosen zu achten, watete Enne bis zu dem dichten Schilfgürtel. Schaute in das hier mehr bräunliche, modrig riechende Wasser. Ein kleiner Stichling schoss an ihren Füßen vorbei, während der Sonnenball purpurfarben am Horizont versank. Sie bog die miteinander verwachsenen Wasserpflanzen auseinander und hielt inne. Unter der Seeoberfläche schimmerten die Speichen eines Rades. Jemand hat hier seinen Sperrmüll entsorgt, dachte sie ärgerlich.

»Du mit deiner notorischen Neugierde, dämlich bist du, aber so was von. Was hast du denn erwartet?«, knurrte sie und blickte auf ihre nassen, verdreckten Hosen. Dann wandte sie einem Impuls folgend doch noch mal ihren Kopf und sah genauer hin.

Ungläubig schüttelte sie den Kopf. Vor ihr lag ein Rollstuhl. Ein luxuriöses Gefährt mit einem mit dunkelrotem Leder bezogenen Sitz und Handgriffen aus massivem Holz. Wieso hat man den entsorgt? Der sieht doch aus wie neu, überlegte sie. Erst jetzt bemerkte sie das, was ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Unterhalb des Sitzes hatte sich in den Speichen eines Rades etwas verfangen. Eine goldschimmernde Kette.

Sie griff ins Wasser und zog daran, aber sie hing fest. Enne fuhr mit den Fingern unter dem Sitz an den Kettengliedern entlang bis zum letzten, tastete und fand eine schmale Öffnung. Als sie den Rollstuhl zur Seite drückte, sah sie, dass das Polster gerissen war und die Kette aus einem Schlitz hing. Sie zerrte und riss dabei die Öffnung weiter auf, und mit der Kette glitt ein Anhänger mit einem dunkelroten Stein in ihre Hand. Beides wirkte altertümlich.

Die Kette wog schwer und schien aus Gold zu sein. Neugierig betrachtete Enne den Verschluss: ein metallener Ring, durch den ein gebogener Pfeil gezogen war. Ein letzter Sonnenstrahl verfang sich in dem Geschmeide. Rotgolden schimmerte der Edelstein und offenbarte dabei etwas in seinem Inneren. Wie eine Verheißung, ging es ihr durch den Kopf, als sie das Schmuckstück in ihre Hosentasche stopfte.

## 6

Ihre Uhr zeigte wenige Minuten nach fünf. Schon als Kind hatte Verena Näther die Stunde der Morgendämmerung geliebt. In einer Familie von notorischen Langschläfern galt sie damit als schwarzes Schaf.

»Dich hat man bei der Geburt vertauscht«, war der gleichbleibende Spruch ihres Vaters gewesen, wenn alle anderen erst aufwachten und sie schon stundenlang durch das Haus gegeistert war.

Auch heute war sie leise und besonders früh aus dem Haus geschlichen. Weil sie im Archiv allein sein wollte. Endlich hatte sie die Akte entdeckt. Vor ein paar Tagen erst. Heute wollte sie sich die Unterlagen noch einmal ansehen, ohne dass ihr Mentor dabei sein würde.

Ihre Eltern, beide aus wohlhabenden Familien stammend, hatten sich zeitlebens treiben lassen, Selbstfindung, so nannten sie es. Beide waren bei dem Tsunami 2004 in Khao Lak an der thailändischen Küste im Schlaf von den Wassermassen überrascht worden und ertrunken. Enne, ihre Patentante, hatten ihre Eltern in Bolivien auf einer ihrer vielen abenteuerlichen Reisen kennengelernt. Seit deren Tod kümmerte Enne sich um sie. Jedes Jahr hatte sie sie in den großen Ferien für einige Wochen zu sich geholt, in den kleinen beschaulichen Ort vor den Toren Potsdams. Jetzt wohnte sie vorübergehend bei ihr, bis sie eine bezahlbare Bleibe in Berlin gefunden hatte.

Verena trat in die Pedale, fuhr zügig auf der noch menschenleeren Königin-Luise-Straße am U-Bahnhof Dahlem-Dorf vorbei und bog mit Schwung in die Archivstraße ein. Dort Endspurt auf dem mit kleinen Granitsteinen gepflasterten Bürgersteig. Vor der Eingangspforte bremste sie scharf, sprang leichtfüßig von ihrem Rad und warf einen Blick auf ihr Handy. Gleich sechs, frühester Arbeitsbeginn für die Mitarbeiter des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz. Sie schob das Rad in den Fahrradständer, wickelte schnell ihren honigblonden Pferdeschwanz zu einem Dutt und befestigte ihn mit einer Spange. Nahm ihre prall gefüllte Segeltuchtasche mit den Notizen und Kopien aus dem Drahtkorb auf dem Gepäckträger, warf sie sich über die Schulter und lief am Hauptgebäude des Geheimen Staatsarchivs vorbei zu dem dahinterliegenden Magazintrakt.

Dort angekommen kramte sie in der Tasche nach dem Aus-



weis, den jeder Mitarbeiter des Hauses besaß. Mit ihm und einem Zugangscode gelangte sie in das Gebäude. Seit einem Jahr durfte sie im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz forschen. An diesem Ort ihre Dissertation zu beenden erfüllte sie immer noch mit Stolz. Unter den vielen Bewerbern, die die wissenschaftlichen Kriterien für ein Stipendium erfüllten, entschied letztendlich stets das Losverfahren, und im letzten Jahr hatte Fortuna ihr zugelächelt.

Unter einer Schicht, bestehend aus ihrem Geldbeutel, Haarklammern, einem Päckchen Papiertaschentücher, einem Kamm und mehreren Kugelschreibern, entdeckte sie endlich die Hülle mit der Karte und zog sie heraus. »Verena Näther – Stipendiatin«, stand darauf. Sie gab den Zugangscode ein, hielt die Karte vor den Scanner, drückte die Tür auf, betrat den dunklen Eingangsbereich des Magazingebäudes und drehte den vorsintflutlichen Bakelitschalter für das Treppenhauslicht an. Fischte mit einem zufriedenen Grinsen einen Schlüssel aus der Hosentasche und schloss die Tür zum Kartenraum auf. Der Generalschlüssel, ihr ganz persönlicher Lottogewinn, der Sesam-öffne-dich für alle Räume des alten Gebäudes. Ein Privileg, von dem nur sie und Dr. Wendt wussten. Wendt, ihr Mentor, wachte nicht nur über ihre wissenschaftliche Arbeit, sondern kümmerte sich auch mit väterlicher Zuneigung um sie. Sie mochte den alten Mann. Der Schlüssel, den sie besaß, hatte davor einem Archivar gehört, der in den Ruhestand gegangen war. An seinem letzten Arbeitstag überließ er ihn Dr. Wendt, der ihn in der Verwaltung als zurückgegeben meldete. Und dann hatte er ihn behalten und ihr in die Hand gedrückt. Einfach so. Ein schlauer Fuchs, mein Doktorchen, dachte Verena.

Sie eilte durch den Raum mit seinen langen metallenen Kästen, in denen alte Karten sorgfältig dokumentiert und verwahrt vor sich hin schlummerten, öffnete die Tür zum zweiten Aufgang und stieg leichtfüßig die ausgetretenen Steinstufen hoch. Auf der vorletzten blieb sie stehen. Lauschte. Etwas passte nicht zu den üblichen Geräuschen des Hauses. Ein Knirschen? Sie stellte die Tasche ab und ging wieder zurück. Beugte sich

über das Geländer und spähte durch den Fahrstuhlschacht nach unten. Alles war still, nur das altertümliche Summen der Treppenhausbeleuchtung war zu hören.

Helles Morgenlicht fiel durch die vergitterten Fensterscheiben und auf die staubgraue Tür des Lastenaufzugs. Das veraltete Gefährt für den Transport von Akten war schon seit Langem außer Betrieb. Nur Einbildung, dachte Verena. Sie war hier allein.

Gerade als sie den Fuß erneut auf die erste Stufe setzte, hörte sie es wieder. Schnell wandte sie sich um. Starrte zu der Aufzugsanlage. Das Geräusch schien von dort zu kommen. Sie ging näher, betrachtete die Klappe. Zog vorsichtig an dem Riegel zum Öffnen. Wieder ertönte das Geräusch, ein Quietschen, das durch Mark und Bein ging. Als wenn etwas über Metall kratzte. Erschrocken fuhr sie zusammen.

»Hallo?«, sagte sie zögernd. Dann lauter: »Ist da jemand?« Aber es blieb still. Vorsichtshalber rüttelte sie noch einmal an dem Riegel und bemerkte erst jetzt, dass die Vorrichtung weiter unten zusätzlich mit einem Hängeschloss gesichert war. Ohne den passenden Schlüssel würde sie dieses alte Monstrum nicht öffnen können. Sie schlug gegen die Klappe, und die Antwort kam kaum wahrnehmbar.

»Hören Sie mich?«, rief sie. Wartete. Nichts. Sie hämmerte gegen das Holz, lauschte angespannt. Dann hörte sie es ganz deutlich. Jemand stöhnte. Sie beugte sich vor, rief: »Ich helfe Ihnen!«, zog ihr Smartphone hervor und wählte die 112.

## 7

»Was hätte ich denn sonst tun sollen?«, empörte sich Verena.

Der Wachschutzmann stand, die Arme in die Seiten gestemmt, zusammen mit dem inzwischen eingetroffenen älteren Pförtner wie eine Wand vor ihr. Ärgerlich blickte er die junge

Frau an. »Zuallererst hätten Sie den Dienstweg einhalten müssen«, erklärte er ihr herablassend.

»Sie müssen mich informieren, wenn etwas Unvorhergesehenes passiert, und zwar immer«, krächte der Pförtner mit sich vor Empörung überschlagender Stimme dazwischen. »So lauten die Vorschriften. Wie konnten Sie nur einfach die Feuerwehr anrufen? Noch dazu wegen einer Lappalie«, setzte er höhnisch nach. »Alte Gebäude geben Geräusche von sich, die Sie in Ihrer jugendlichen Unkenntnis nicht zuordnen können. In dem engen Akten-Lastenaufzug einen Menschen zu vermuten, da kann ich ja nur lachen.« Um Bestätigung heischend blickte er den Wachmann an.

»Völlig richtig. Und laut Paragraf hundertfünfundvierzig im Strafgesetzbuch steht außerdem der Missbrauch des Notrufs unter Strafe«, schob der gereizt hinterher.

Als Verena zu einer heftigen Gegenrede ansetzen wollte, hörte sie die Feuerwehirsirene. Sie durchbrach die morgendliche Stille und näherte sich rasch.

Verena spurtete zum Eingangstor und öffnete es. Abgeschlagen hinter ihr der Pförtner, der wild mit den Armen gestikuliert.

Der Mann der Security hatte sein Handy hervorgeholt und telefonierte sichtlich schlecht gelaunt. Wahrscheinlich informierte er die Zentrale seines Arbeitgebers über den Vorfall.

Als das schwere Fahrzeug der Feuerwehr auf das Gelände fuhr, wurde der grelle Signalton abgestellt, aber die blauen Warnlampen über dem Führerhaus blinkten hektisch weiter.

»Das wird Folgen für Sie haben, darauf können Sie sich verlassen«, keuchte der Pförtner aufgebracht, als er zu Verena aufschloss. Er wollte sie zur Seite drängen, doch sie stand wie festgenagelt vor dem Einsatzleiter, einem Endvierziger mit Aknenarben auf den Wangen. Kurz und präzise berichtete sie, weshalb sie die 112 gewählt hatte.

Der Einsatzleiter hörte ihr aufmerksam zu und folgte ihr dann schnellen Schrittes zum Magazinegebäude. Verdutzt blieb der Pförtner zurück.